

Straßeneinsatz!

Herausforderung einer Passantenpastoral

Moderne Stadtmenschen sind unterwegs. Um mit ihnen in Kontakt zu kommen, braucht Kirche Begegnungsmöglichkeiten »in der Passage«. Gemeint ist damit aber kein seichtes Angebot, sondern eine neue Sozialform des Christseins.

● »Form follows function« – dieser klassische Designergrundsatz ist bei der sach- und zeitgemäßen Gestaltung pastoraler Konzepte ebenso oft missachtet wie praktiziert worden. Was in vielen Bereichen der »kategorialen« Seelsorge mit Erfolg geschieht, wird im Kontext der Citypastoral noch immer kritisch beäugt: von den Strukturen und Funktionserfordernissen des jeweiligen sozialen Kontextes ausgehend den christlichen Glauben lebensdienlich zu vergegenwärtigen.

Das Zentrum der Großstädte zählt zu jenen Orten, an denen die Merkmale eines modernen säkularen Lebens in besonderer Dichte erlebt werden. Aufseiten der Kirche besteht die Versuchung, diese Orte zu meiden. Denn hier gelten nicht die Regeln des Sakralen, sondern des Säkularen. Wo sie dem Religiösen Raum geben, bestimmen die Bedingungen der Säkularität über

die Präsenz des Religiösen. Die Kirche tut sich mit diesem Sachverhalt schwer, weil sie Ideale pflegt, die alle Anstrengungen auf überschaubare, gewachsene Gemeinschaften richten, in denen exklusiv eine unverkürzte Weitergabe des Glaubens möglich sein soll. Die Frage ist jedoch, ob gerade die Orientierung am Gemeindeprinzip nicht jene Notwendigkeiten übersieht und jene Chancen verspielt, die mit den Kommunikationsmöglichkeiten urbaner Öffentlichkeit gegeben sind.

Gerade um ihrer Funktion willen, Öffentlichkeitsarbeit für das Evangelium zu leisten, darf sich die Kirche nicht begnügen mit Formen milieugebundenen Zusammenseins und vereinshafter Geselligkeit. Sie muss sich vielmehr einlassen auf die Extrovertiertheit des Stadtlebens und dem Spezifischen urbaner Kommunikation Rechnung tragen: dem permanenten Wettbewerb um Aufmerksamkeit, der Dominanz befristeter Beziehungen und passagerer Bindungen. Sich unter diesen Bedingungen des eigenen Auftrages neu zu vergewissern, markiert für die Kirche eine zentrale theologische und pastorale Aufgabe der Gegenwart. Die folgenden »programmatischen« Thesen zum Projekt einer »Passantenpastoral«¹ sollen die Konturen dieser Herausforderung näher bestimmen.²

Unter freiem Himmel

● Passantenpastoral beginnt mit »teilnehmender Beobachtung« von Prozessen, in denen die Vielgestaltigkeit des Verhältnisses von Modernität, Urbanität und Religiosität aufscheint. Auf den ersten Blick erscheinen die Großstädte der Moderne als jene Orte, an denen am ehesten und nachdrücklichsten die »Exkulturation« des Christentums manifest wird. Der Schwund an sozialer Anerkennung, weitreichende Traditionsabbrüche innerhalb der kirchlich gebundenen Religiosität und eine allgemeine »Entchristlichung« der marktgängigen Spiritualität legen den Schluss nahe, es bestünde ein Konkurrenz- oder Ausschlussverhältnis zwischen Urbanität und Christentum. Allerdings wird hierbei übersehen, dass sich im Kontext des Urbanen zugleich ein öffentliches Fragen nach Transzendenz artikuliert.³ Die moderne Stadt ist der Ort, an dem in immer kürzeren Intervallen immer mehr Waren und Ideen umgeschlagen werden. Ebenso wie sie Bestehendes in Frage stellt, provoziert die Stadt beständig die Frage nach dem, was man nicht hinter sich bringen kann, will man vorankommen.

Es gehört zur Dialektik des Stadtlebens, dass es gerade bei allem Aufwand, den es mit dem Herbeischaffen von Annehmlichkeiten des Daseins betreibt, immer wieder den Wunsch nach einer Entrivialisierung dieses Daseins hervorreibt. Hier bricht die Frage nach dem eigentlich Definitiven der Existenz auf, nach Sinnspuren, die nicht mehr verwischt werden. Aber ebenso entsteht hier eine Haltung, die sich nichts vormachen lässt, die prosaisch, ironisch, zynisch den Lauf der Dinge und religiöse Sinnofferte kommentiert. Für solche Zeitgenossen offenbaren die Broschürenhalter der Zeugen Jehovas, die Plakatwände der Mormonenapostel und die Höhlenpredigten frommer Eigenbrötler in den

Fußgängerzonen allenfalls eine unfreiwillige Komik. Das Religiöse hat in diesem Kontext nur dann eine Chance, wenn es auf nicht-triviale Weise urbanen Trivialisierungstendenzen und -agenten (und ebenso seiner Selbstbanalisierung) widerstreitet.

Versuche der Kirche, das Evangelium korrelativ auf »religionsproduktive Tendenzen« zu beziehen, müssen sich auf die spezifisch urbane »Neuformatierung« religiöser Fragen einstellen, die mit der Neubestimmung des Verhältnisses von Privatsphäre und Öffentlichkeit in Zusammenhang steht. Urbanität steht für die Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit. Dabei wird

»urbane Neuformatierung religiöser Fragen«

die Privatsphäre aufgewertet, aber auch neuen Zwängen ausgesetzt. Der Trend geht zu Existenzformen, die den Menschen bei seiner Lebensführung auf sich selbst zurückwerfen. Fragen des Lebensstils, der weltanschaulichen Orientierung und des Wertebewusstseins werden tendenziell Angelegenheit der privaten Wahl. Die Angebotsexplosion auf dem Erlebnismarkt, die Ausweitung der Konsumpotentiale und der Wegfall von Zugangsbarrieren nötigen das Individuum, nahezu im Alleingang »sein Glück zu machen«.

Aber nur für wenige Menschen liegt das Glück auf der Straße. Oft wird der Boulevard zur Gosse, das Vergnügungsviertel zur Ausbeutzungszone, die Marmorfassade zur Klagemauer. Und ebenso oft erweist sich das Versprechen der Stadt, sie sei für den modernen Menschen der rechte Ort, sein Leben in eigener Regie führen zu können, als trügerisch.⁴ Ist aber damit auch die Möglichkeit, ein »eigener Mensch« zu sein, bereits als Lug und Trug erwiesen? Oder gilt es nicht, umso intensiver nach Ressourcen von Sinn

und Identität zu suchen? Liegen hierin nicht Chancen für den Identitäts- und Relevanznachweis eines genuin religiösen Verhältnisses zu diesen Lebenssituationen? Die von der Moderne selbst produzierte Frage nach einer Lebens-

»säkularisierungsresistenter Relevanzbereich der Religion«

führungskompetenz, die nicht von Modernisierungsprozessen entwickelt wird, verweist auf einen »säkularisierungsresistenten« Relevanzbereich der Religion.⁵ Wie dieser Relevanznachweis inhaltlich gefüllt wird, hängt jedoch davon ab, ob Inhalt und Format des Religiösen »modernitätskompatibel«, entsprechend den Bedingungen einer weltanschaulich pluralen und hochgradig individualisierten Gesellschaft zur Geltung kommen. Diesen Bedingungen kann man nicht zureichend in den pastoralen Refugien der Kirche gerecht werden. In der Stadt spielt sich öffentlich Belangvolles, das zugleich für Individuen relevant ist, unter freiem Himmel ab.

Religiös im Vorübergehen?

- Stadtmenschen dehnen den in säkularen Angelegenheiten von ihnen geschätzten Plural an Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten auch auf das Religiöse aus. Man/frau ist »selektiv« religiös und behält sich auch die Abstufung von Nähe und Distanz zur (institutionalisierten) Religion selbst vor. Religiöses Wahlhandeln wird von der weltanschaulichen und religiösen Multikulturalität der Städte begünstigt. Aus der Vielfalt von moralischen Orientierungen und religiösen Symbolen können religiös Interessierte das für sich auswählen und neu arrangieren, was ihren jeweils aktuellen psychischen und ästhetischen Dispositionen entspricht. Viele dieser Zeit-

genossen sind daher religiös im Modus des »Vorübergehens«; sie durchstreifen und durchmustern die Sinnofferten unterschiedlichster Anbieter, um sie auf ihre oft wechselnden Bedürfnis- und Lebenslagen anzuwenden.

Für solche »religiöse Passanten« tritt die lebensgeschichtlich-ordnende Funktion der Religion mit ihrer sozialintegrativen Komponente hinter ihre biographisch-reflexive Funktion zurück. Ihre Nachfrage richtet sich auf Formen, die im Institutionellen das Individuelle akzentuieren. Das Interesse an religiösen Inhalten bemisst sich hier weitgehend danach, ob und inwieweit sie Prozesse der Selbstthematizierung und Selbstvergewisserung in Gang setzen. Diese Nachfrage ist meist situativ bedingt und begrenzt. Religiöse Passanten sind »von Zeit zu Zeit« religiös-ähnlich wie sie »auf Zeit« politisch sind (z.B. in einer Bürgerinitiative mitarbeiten). Sie lassen sich daher nicht in bestimmte religiöse Gemeinschaften »eingemeinden«.

Religiöse Passanten können mit den Möglichkeiten der Gemeindepastoral nicht mehr erreicht werden. Sollen sie seitens der Kirche nicht gänzlich abgeschrieben werden, muss subsidiär zur Gemeindepastoral nach Formen und Wegen gesucht werden, die der »passageren« Verfassung ihrer Religiosität entsprechen. Kaum anders kann man auch der kirchlichen Milieuerengung ent-

»kirchliche Milieuerengung«

gegenwirken, die daraus entstanden ist, dass in (Pastoral-)Theologie und Praxis der ideale Christ ein Gemeindechrist sein muss und die ideale Gemeinde sich über kommunal verfasste Zugehörigkeit konstituiert. Eine solche Gleichsetzung bedeutet im Kontext einer wachsenden Pluralisierung bzw. Individualisierung des sozialen Lebens eine Selbstbehinderung bei dem Bemühen um die Inkulturation des Evangeliums.

Je mehr die Kirche in ihren Pastorkonzeptionen auf die sozialintegrative Funktion der Kirchengemeinden setzt, umso mehr erschwert sie paradoxerweise ihre Integration in eine hochgradig individualisierte Gesellschaft. Durch die Bindung an einen überschaubaren intensiven Gemeindebetrieb verlangt die Kirche von allen Beteiligten einen Grad an Gemeinsamkeiten, wie er vorzugsweise in den geschlossenen Sozialmilieus der bürgerlichen Mittelschicht antreffbar ist, aber viele Menschen mit anderen Lebensführungsmustern »außen vor« lässt. Nach urchristlichem Vorbild aber ist es zu wenig, nur mit den »Gottesfürchtigen« Gespräche zu führen. Zu reden ist auch »täglich auf dem Markt mit denen, die gerade zugegen« sind (Apg 17,17) und entweder »en passant« mit dem Evangelium in Kontakt treten – oder überhaupt nicht. Die Wahrnehmung der Wirklichkeit Gottes kann durchaus im Moment des »Vorübergehens« bestehen – im Erleben einer diskreten, voraussetzungslosen Zuwendung (vgl. Gen 18,1ff).

Kirchengemeinden bleiben sicher auch in Zukunft wichtig für die religiöse Beheimatung der Christen. Als christliche Sozialstationen in einer zuweilen unsozialen Gesellschaft dienen sie der Selbstentfaltung des Subjekts in seinen sozialen Primärbezügen und der Verortung des

»Passagen, Übergänge und Transfers«

Evangeliums in diesen Primärbezügen. Die sozialen, politischen und kulturellen Besonderheiten urbanen Lebens blieben jedoch ebenso gründlich verkannt, wenn es bei dieser Korrelation von Leben und Glauben bliebe. Die Notwendigkeit einer Pastoral, die Passagen, Übergänge und Transfers zwischen den unterschiedlichen Lebens- und Handlungswelten des modernen Menschen herstellt, indem ihre Trä-

ger selbst in diesen Passagen antreffbar sind, ergibt sich soziologisch aus strukturellen Veränderungen der Lebensführung, die kirchlich uneinflussbar sind. Die Einheit von Wohnen, Arbeit und Freizeit hat sich räumlich aufgesplittert, der Lebensraum ist immer weniger auf das Stadtviertel beschränkt. Im sozialen Nahbereich trifft man zunehmend Menschen, mit denen man kaum mehr teilt, als benachbarte Häuser zu bewohnen. Wo Sozialbeziehungen individuell wählbar geworden sind und über räumliche Distanzen hinweg mit einem Optimum an Mobilität und an medialer Kommunikation gepflegt werden können, entstehen soziale Netzwerke und Szenen, die längst von festen räumlichen Bezügen entkoppelt sind. Will die Kirche für solche Pendler und Passanten ansprechbar sein, muss sie verstärkt diesseits und jenseits der Pfarrgemeinden präsent sein in den »Zwischenräumen« jener pluralen Lebenswelten, in denen sich die Menschen heute bewegen.⁶

Wenn die Kirche solche urbanen Räume mitgestalten will, ist ein Ortswechsel unumgänglich. Sie muss ihre angestammten Immobilien verlassen und »Straßeneinsätze« riskieren,

»dem modernen homo viator begegnen«

will sie dem modernen »homo viator« begegnen. Inmitten der Fußgängerzonen muss sie religiöse Passagen einrichten, die in ihrer Bausprache bereits das andeuten, was hier Sache ist. Diese Räume müssen Foyer, Studio-, Ateliercharakter tragen, die Unterschiede von »drinnen« und »draußen« fließend machen. Wer sie betritt, fühlt sich nicht vereinnahmt und kann Nähe und Distanz zum Geschehen selbst bestimmen. Der Struktur dieser Räume muss auch das Format der darin antreffbaren Themen und ihrer Bearbeitung entsprechen. Zu thematisieren ist, was je-

weils »Stadtgespräch« ist und darum den Gegenstand christlicher Zeitgenossenschaft ausmacht. Und was solchermaßen »an der Zeit ist«, gilt es aufzubereiten über die Hermeneutik einer »urban theology«, die Theologie nicht mit den Mitteln von Dogma und Moral treibt, sondern im Stil soziologischer Zeitdiagnose arbeitet, sich um politische Urteilskraft bemüht und zu ästhetischen Installationen des Evangeliums fähig ist. Hier muss sich zeigen, ob man als Kirche wieder »satisfaktionsfähig« wird für die Avantgarden der Stadtkultur, die sich von einer christlichen Zeitansage herausfordern lassen. Und ebenso sollte hier in Stil und Genus neben der Form des politischen Diskurses, des Infotainment, der ästhetischen Provokation noch eine andere Rede über die Stadt geführt werden können – etwa in der Weise, dass sie »ins Gebet genommen« wird und zu bestimmten Tagzeiten innovative Formen des »Stundengebetes« praktiziert werden.

Passantenpastoral ist demnach ein Angebot der Kirche in der Stadt für die Stadt. Sie lädt kirchenferne Zeitgenossen ein, an Veranstaltungen teilzunehmen, die das Leben in der Stadt spirituell dechiffrieren wollen. Sie schafft Orte der Konzentration in einem Umfeld, das auf unterhaltsame Zerstreuung abzielt und alle Lebensinhalte auf ihre Marktgängigkeit, ästhetischen Reiz

»Konfession der Skeptiker«

oder Erlebnisintensität testet. Hier können diejenigen Station machen, die spirituell entwurzelt sind, sich zur Konfession der Skeptiker rechnen und sich dennoch religiöse Neugier bewahrt haben. Hier können sich diejenigen einfinden, welchen die üblichen dogmatischen und kirchenrechtlichen Bedingungen zur Teilnahme am kirchlichen Gemeindeleben eine zu hohe Schwelle bedeuten. Passantenpastoral lebt von der Fähigkeit aufseiten der Kirche, Räume und

Zeiten frei zu halten, in denen sie selbst sich als resonanzfähig für die vielfältigen Suchbewegungen erweisen kann, die sich den ethisch-spirituellen Erblindungstendenzen des Säkularen widersetzen. Hier kann die Kirche auch ihrer Selbstverpflichtung zu einer »kulturellen Diakonie« an der Gesellschaft nachkommen.⁷

Fremde Heimat?

● Wer in der Stadt lebt, existiert zu einem gewissen Grad immer in der Fremde. Hier wird jedem Individuum und jeder Gemeinschaft die eigene Identität und Tradition nie ohne die Differenz zu anderen erfahrbar. Gleichwohl wirbt die Stadt mit dem Versprechen, dass solche Differenzen nicht zu Ausgrenzungen führen. Stadtkultur zeichnet sich dadurch aus, dass sie nicht mehr zwischen Fremden und Einheimischen unterscheidet. Eingelöst wird dieses Versprechen in den unterschiedlichen »Szenen« einer Stadt. Szenen antworten auf die Frage, wie man in einer kaum überschaubaren sozialen Wirklichkeit Menschen mit ähnlichen Vorlieben und Abneigungen finden kann, ohne Abstriche an der eigenen Individualität machen zu müssen.⁸ Szenen entstehen an der Schnittlinie zwischen Privatheit und Öffentlichkeit; sie ermöglichen einen nicht-individuellen Umgang mit den Individualisierungszumutungen des Stadtlebens und überlassen dem Individuum dennoch, Nähe und Distanz bzw. die Intensität der Partizipation selbst zu dosieren. Szenen offerieren der großen Zahl anlehnsbedürftiger Einzelgänger in der Stadt die doppelte Gnade, jemand zu sein und es nicht allein sein zu müssen.⁹

Passantenpastoral ist hinsichtlich ihrer Organisationsform »Szenenpastoral«. Resonanz finden ihre Programme nur dann, wenn ihre Träger von der Straße und aus den städtischen Szenen

kommen und sich durch entsprechende Eigenschaften auszeichnen. Sie müssen eher die Merkmale neugieriger Flaneure und Grenzgänger aufweisen, als sich durch soziale und ideologische Sesshaftigkeit auszeichnen. Nötig ist daher vonseiten des kirchlich sich manifestierenden Christentums die Entdeckung und Förderung von Charismen der Extrovertiertheit. Dazu braucht es Charaktere von der Art der Spurensucher und Scouts, der Vor- und Querdenker, der Kundschafter und »Fremdenführer«, die zu den religiösen Ressourcen des Lebens in der Stadt führen. Gesucht sind religiös-säkulare Doppelexistenzen, spirituelle Vernetzungstalente und

»Charismen der Extrovertiertheit«

dogmatische Nestflüchter, die den Glauben derart »veröffentlichen«, dass sie keinen Glaubenssatz aussprechen, den sie nicht zuvor der kalten Luft der Glaubens- und Kirchenkritik ausgesetzt haben. Dass ihre Adressaten unter dem Doppeldiktat von Zeitmangel und Zeitdruck stehen, setzt die Vertreter des Christentums unter Präzisionsdruck: Sie müssen sich beeilen. Die Wartezeit zwischen zwei S-Bahnen muss genügen, um auf den Punkt zu kommen und einprägsam zu bestimmen, was im Christentum Sache ist. Vollmundiges Geschwafel, fromme Phrasen und der Gestus der Besser- und Alleswisserei haben hier keine Chance.

Sich unter urbanen Interaktionsbedingungen zu behaupten, bedeutet bei einem prinzipiell unabschließbaren Publikum Aufmerksamkeit zu suchen. Die Stadt liebt und begünstigt alles, was medial darstellbar und reproduzierbar ist. Darauf sich einzulassen bedeutet vor allem einen anderen Umgang mit den überlieferten Symbolbeständen des Christentums, als diese nur auf dogmatische Wahrheitsbehauptungen und moralische Sollensansprüche festzulegen. Es geht

hier nicht darum, ästhetisch reizvolle Unterbrechungen des Tagesgeschäftes zu arrangieren. Aber es kommt darauf an, nicht »sinnenlos« über das zu reden, was ein sinnvolles Leben ausmachen kann. Ohne Beteiligung der Sinne kommt dem Menschen nichts in den Sinn, was sein Da-

»was ein sinnvolles Leben ausmachen kann«

sein und das Evangelium zustimmungsfähig macht. Alle dogmatischen Sinngehalte und moralischen Sinnansprüche sind ohnehin nur so viel wert, wie sie in biographische Deutungszusammenhänge hineingenommen und individuell fruchtbar gemacht werden können. Mit dem Andemonstrieren einer fremden, dogmatisch geschlossenen und auf moralische Pflichten konzentrierten Identität wollen sich allenfalls fundamentalistisch gestimmte Zeitgenossen noch anfreunden.

Ein progressiver Rückschritt?

- Für manche Kritiker kommt das Plädoyer für eine »Passantenpastoral« nur im Gestus des Fortschrittlichen daher. Tatsächlich aber scheint sie längst überholt geglaubte Engführungen des Christ- und Kircheseins neu aufzulegen. Offensichtlich wird hier wieder im Modus einer »Betreuungspastoral« agiert, indem einige Kirchenprofis sich um ein aufmerksames, aber passives Publikum bemühen, anstatt ihre Adressaten selbst zu Hauptdarstellern ihrer Glaubensbiographie zu machen. Offensichtlich bleibt es hier bei unverbindlichen Begegnungen mit dem Glauben, der in Form kleiner »appetizer« feilgeboten wird und für die alltägliche Lebenspraxis folgenlos bleibt. Offensichtlich liegt hier bloß ein kirchliches »update« für den Versuch vor, Religi-

on in den Dienst eines »kompensatorischen Freizeitmythos« (J. B. Metz) zu stellen und sie um ihre sozialkritische Kraft zu bringen. Anstatt der Tendenz zur sozialen Erosion einer individualisierten Gesellschaft entgegenzuwirken durch eine Vermehrung der Chancen eines dauerhaften und zukunftsfähigen gemeinschaftlichen Lebens, Glaubens und Handelns, scheint eine Passantenpastoral solchen Trends zu huldigen (und sie zu »heiligen«?).

Anfragen dieser Art sind – ungeachtet ihrer oft beckmesserischen Ober- und Untertöne – zweifellos berechtigt. Wer so argumentiert, tut dies aus Erfahrung: In der Regel muss man immer dann, wenn man blinde Flecke in einer Theorie erkennt, für deren praktische Umsetzung schwarz sehen. Bisweilen aber ist eine Praxis besser als die zugehörige Theorie. Von den bisherigen Erfahrungen mit praktischen Versuchen einer Passantenpastoral z.B. im Kölner DOMFORUM werden die angedeuteten Kritikpunkte deutlich relativiert. Die Sorge, hier würden anspruchsvolle Angebote anspruchlos wahrgenommen und unter die üblichen städtischen Zerstreuungsszenarios eingereiht, hat sich längst als unbegründet erwiesen. Die Berichter-

stattung in den Medien macht stets die spezifische Kennung der Veranstaltungen deutlich. Und keineswegs ist es dazu gekommen, dass das widerständige Sich-Einlassen auf die Strukturen der City kirchliche Initiativen zu einem Teil ihres Event-, Marketing- und Unterhaltungsbetriebes gemacht macht. Der Vorwurf der Unverbindlichkeit verkennt das enorme Maß an Engage-

»enormes Maß an Engagement und Kompetenz«

ment und Kompetenz, das Haupt- und Ehrenamtliche in den religiösen Passagen auszeichnet. Ihr Bemühen gilt weniger der Dogmatik des Glaubens als dessen Mäeutik, d.h. es entsteht kein religiöses Betreuungsverhältnis, sondern ein kommunikativer Prozess des Entdeckens und Erschließens des Evangeliums hinsichtlich seines »pro me« wird gefördert. Gerade dies dient dem Subjektsein religiöser Passanten. Schließlich werden hier auch gesellschaftliche Vereinzelungstendenzen nicht verdoppelt, sondern widerständig aufgenommen. Längst ist um die Orte kirchlicher Citypastoral eine eigene »Szene«, eine neue Sozialform des Christseins entstanden.

¹ Diese Thesen bilden die »Quersumme« folgender Überlegungen zur »Passantenpastoral«: H.-J. Höhn, *Flüchtige Bekannte?!*, in: *LebSeel* 51 (2000) 229-233; ders., *Kirche ohne Gemeinde?*, in: E. Purk (Hg.), *Herausforderung Großstadt*, Frankfurt 1999, 45-66; ders., *»Wir lernen das Eigene besser im Streit mit dem Fremden!«* Christentum und urbane Öffentlichkeit, in: K. Hillenbrand/B. Nichtweiß (Hg.), *Aus der Hitze des*

Tages, Würzburg 1996, 193-207.

² Zur Verifikation dieser Thesen vgl. exemplarisch am Modell des DOMFORUMS Köln: H.-J. Höhn, *Zerstreuungen. Religion zwischen Sinnsuche und Erlebnismarkt*, Düsseldorf 1998, 134-140.

³ Vgl. H.-J. Höhn, *GegenMythen. Religionsproduktive Tendenzen der Gegenwart*, Freiburg/Basel/Wien 31996.

⁴ Vgl. hierzu u.a. U. Beck

(Hg.), *Kinder der Freiheit*, Frankfurt 1997.

⁵ Vgl. ausführlicher H.-J. Höhn, *Religion – nach ihrem Ende?!*, in: A. Raffelt (Hg.), *Weg und Weite* (FS K. Lehmann), Freiburg/Basel/Wien 2001, 465-478.

⁶ Vgl. M. N. Ebertz, *Kommunikationspastoral der Zwischenräume*, in: *Renovatio* 55 (1999) 75-79.

⁷ Vgl. hierzu etwa N. Mette, *»Inkarnation«* in die Stadt – Diakonie, in: A. Herzig/B.

Sauermost (Hg.), *... unterm Himmel über Berlin*, Berlin 2001, 123-126.

⁸ Vgl. hierzu u.a. G. Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft*, Frankfurt/New York 1992, 459-494.

⁹ Zum Ganzen vgl. auch H.-J. Höhn, *Zerstreuungen. Religion zwischen Sinnsuche und Erlebnismarkt*, Düsseldorf 1998.